

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 11

Artikel: Einmal Lukas ... zweimal Lukas
Autor: Weidele, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065448>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

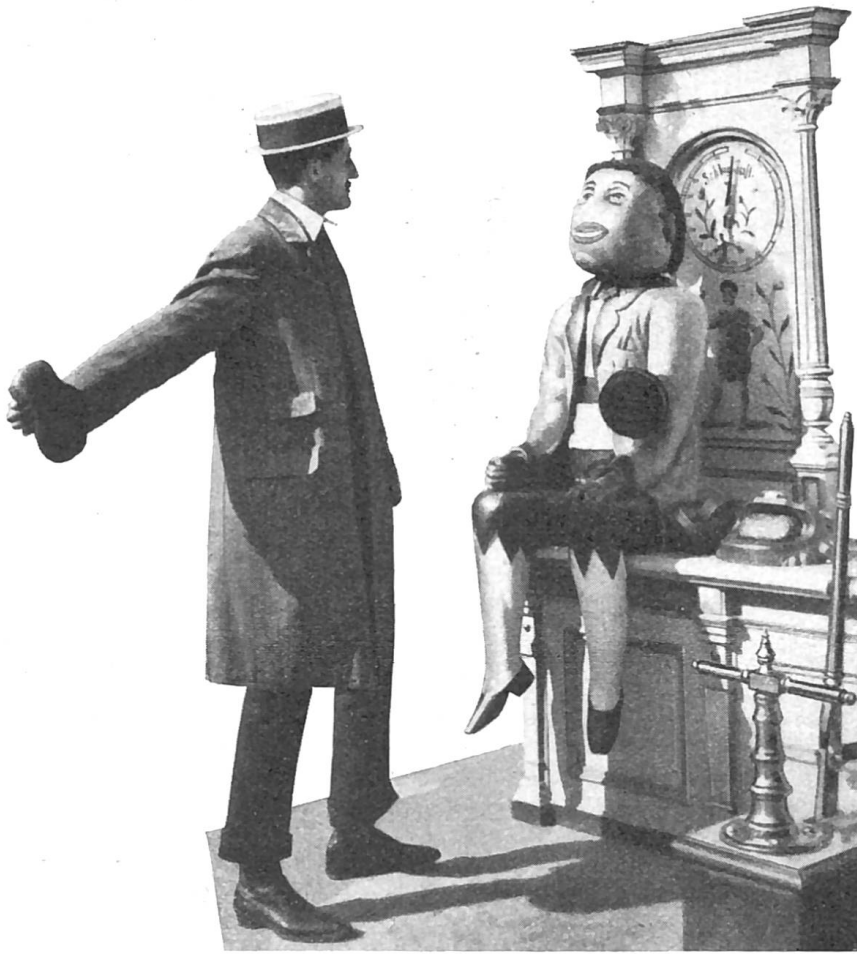
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einmal Lukas - - -



zweimal Lukas

Von
Emil Weideler
Schiessbuden-
und Karussellbesitzer.

gen, ich bin ein gemachter Mann. Und wenn das auch vielleicht zu viel gesagt ist, ein gemachter Mann, so kann ich es doch ohne Erröten behaupten, wenigstens ein Mann.

Es wurde mir nicht an der Wiege gesungen, dass ich einst der Besitzer von zwei Schiessbuden sein werde. Mein Vater war Saitenbinder, und ich auch. Nach der Re-

krutenschule wurde ich Spulenzugführer in einer Fabrik in Lyon und bald zweiter Spinnermeister.

Durch die Grenzbesetzung verlor ich aber diese Stelle. Dafür gewann ich aber meine Frau. Ich sage es noch einmal, sage mir, wer deine Frau ist, und ich sage dir, wer du bist. Meine Frau ist aus nettem Hause. Ich lernte sie im Militärdienst kennen, in Büsserach, diesem Kaff im Kanton Solothurn. Ich habe von jeher eine schöne Stimme gehabt, und was das Pfeifen anbetraf, kommt mir kei-

Lob des tugend samen Herkommens

Ich habe einmal gehört, dass der deutsche Kaiser von seinen sieben Söhnen haben wollte, dass jeder zuerst ein Handwerk erlerne. Ich habe zwar nur fünf Söhne; aber jeder muss zuerst auch ein Handwerk erlernen, und wer dann zeigt, dass er der festeste Charakter ist, der bekommt meine Schiessbuden; denn wer ein Budenbesitzer sein will, der muss einen festen Charakter haben. Ohne dieses könnte ich heute von mir nicht sa-

ner nach. Schon als ich seinerzeit in Genf die Aushilfsstelle hatte, bin ich manchmal abends durch das Villenquartier gegen die Rhone zu gegangen und habe gepfiffen aus voller Brust. Da sind an allen Fenstern die Dienstmädchen springen gekommen, und einmal hat mir eine gesagt, als ich sie kennen lernte, es habe ihr jedesmal, wenn sie mich schon von weitem hörte, das Wasser in die Augen getrieben.

Der Vater meiner Frau war ein Lehrer, obschon dieser leider schon tot war, als er mein Schwiegervater wurde. Zum erstenmal traf ich meine Frau bei einem Militärkonzert, dann ging ich mit ihr spazieren. Aber schon beim zweitenmal sagte sie mir: «Komme zu mir nach Hause, meine Mutter möchte dich kennen lernen.»

Da wurde mir einerseits brenzlich; denn ich weiss, sobald die Eltern ins Spiel kommen, dann kommt eine Heirat in Frage. Aber es gefiel mir auch, dass es das Mädchen so haben wollte: denn da wusste ich doch, es ist ein Mädchen, welches nur mit ernstesten Absichten um sich geht. Wir sind dann von Büsserach weggekommen nach Neuveville. Aber im Urlaub habe ich sie immer besucht. Ihre Mutter hat mir auch immer Trauben und Zimmtstengeli, welche sie selber machte, in den Dienst geschickt. Und was das heisst, weiss nur der, welcher sonst ohne Anhang ist, und im Dienst. Aber als es dann soweit kam, wie es kommen musste, da stellte ich denn auch meinen Mann vor dem Altar, nicht wie so mancher andere, der sich dünn macht.

Diesen mutigen Schritt musste ich nie beklagen.

*

Vom Schürzenmacher zum Budenbesitzer

Am Ende des Krieges war ich vollständig auf dem Pflaster. Meine Frau bezog zwar eine kleine Unterstützung, von der sie aber nicht einmal den Hauszins bezahlen konnte. Sie musste sich deshalb noch nebenbei durch Schürzenmachen etwas verdienen. Als ich aus dem Militärdienst heimkam, blieb mir nichts anderes übrig, als ihr dabei zu helfen, wenn es mir auch nicht leicht fiel. Denn wer verheiratet ist und ein Kind hat und eines auf dem besten Wege, dann hört es auf mit dem «dieses mag ich nicht, dieses gefällt mir nicht». Ich kaufte mir eine Maschine und fabrizierte auch Schürzen. Weil nun meine Frau war, was eine Frau heisst, und nicht eine, die nichts anderes kochen kann als Beefsteak und Eier, welche teuer sind und nichts für einen Arbeiter, sondern wusste, was einteilen heisst und dass es einem trotzdem schmeckt, konnten wir uns eine Kleinigkeit ersparen, d. h. soviel, dass wir nun mit Holzwaren, Klüpperli, Kellen und Pludderstössen auf die Jahrmärkte ziehen konnten. Dass das meine Frau getan hat, ohne zu murren, obschon sie doch eine Lehrerstochter war, und die feine Wäsche gelernt hatte, das rechne ich ihr heute noch hoch an. Und als sie sich später ein Klavier auf Abzahlung anschaffen wollte für unser jüngstes Töchterlein, habe ich daran gedacht, und keinen Mux getan, obschon ich nicht sagen kann, dass ich das Geklimper gern höre, wenn man schon alle die Reitschulmusik den ganzen Tag hört.

Zuerst happerte es allerdings mit diesem Geschäft, es gab Schulden; aber nach und nach legten wir uns doch so viel



„Schiesbudenmädchen haben eine gute Position . . .“

auf die Seite, dass wir eine Bude für Ballwerfen anfangen konnten. Die Bude wurde bei jedem Anlass vergrößert. Nachher baute ich ein Kasperltheater, dann noch eine Schiessbude, jetzt habe ich zwei Schiessbuden und ein Karussell, die sich sehen lassen dürfen.

Da sagt man immer, die Schausteller verdienen Geld, schwer Geld. Aber das ist eine der blödesten Aussagen, die ich kenne. Hier in der Schweiz gibt es eigentlich nur zwei Schausteller, von denen man sagen kann: Sie haben es wirklich zu etwas gebracht, und zwar sind das beide solche, die seinerzeit mit dem Wanderkinematographen angefangen haben. Der eine ist der Vater Leilich, der auch noch das Museum mit den medizinischen Operationen zusammengestellt hat, und der andere ist der Weidauer, der jetzt mit der Achterbahn reist.

Aber was mich betrifft, ich wollte ein solches Geschäft nicht, das Risiko ist zu gross, weil es halt ein offenes Geschäft ist, das vom Wetter abhängt. Der Weidauer hat im Tag 1000 Franken Unkosten. Sein Profit hängt davon ab, wie gross die Spielzeit ist und was für einen Fahrpreis er festsetzen kann. Er hat 12 Wagen à vier Personen. Das Wägelein braucht zirka $2\frac{1}{2}$ Minuten. Der Fahrpreis schwankt zwischen 60 Rappen und Fr. 1.50 pro Person. Nehmen wir also einen Franken an. Ein Wagen macht in der Stunde mindestens 20 Touren. Das macht in der Stunde Fr. 960 Einnahmen, wenn alles besetzt ist. Bei Hochbetrieb kann man also schon mit Fr. 1000 Einnahmen pro Stunde rechnen; denn, wenn die Fahrbahn trocken ist, braucht die Fahrzeit höchstens zwei Minuten, wenn die Witterung ungünstig ist, geht es halt

nicht so schnell auf den Holzschienen, weil das Holz sperrt. Sein Geschäft rentiert sich nur für lange Feste, er geht vielleicht auf ein Fest, zahlt Fr. 5000 bis 6000 Platzgeld für drei bis vier Wochen. Wenn das Geschäft nicht läuft, muss er aber seine Angestellten doch bezahlen. Er braucht viele Fachleute, zuverlässiges Personal, das beständig bei ihm sein muss. Er hat also doch ein kolossales Risiko. Da ist Schnitt von Fr. 10,000 pro Tag nicht zuviel.

Wer probiert's, wer riskiert's?

Unser Pfarrer hat uns immer gesagt, wer etwas Rechtes werden will, der nimmt sich ein Vorbild. Ich nahm mir zuerst Pestalozzi, weil er das ganze Leben so nett war mit dem Babeli, welches seine Magd war, obschon er mehrere Erziehungsanstalten besass. Das bringt nur ein fester Charakter über sich. Aber dann, wie ich den Schaustellerberuf ergriff, da war es Fentsch, Christian Fentsch, dieser bekannte Veteran, den ich mir zum Vorbild nahm. Schon als ich noch mit meinen Klüpperli an die Messen ging, habe ich ihn immer bewundert. Damals war er noch Angestellter bei einer Reitschule. Es hat mir immer imponiert, wie er seine Karussellmaschine so sauber geputzt hatte. Das Messing und die Kolben und Kuppelungen waren abgeschmirgelt, wie wenn sie vernickelt gewesen wären. Das war ein Maschinist, etwas Grossartiges. Sein Prinzipal hat sich nur um die Plätze bekümmern müssen, alles andere hat er besorgt. Dieser Fentsch hat sich nun selbst emporgearbeitet.

Vor zirka 22 Jahren hat er dann beobachtet, dass eine mechanische Schiess-

bude Preise abgab. Da ist er auf die Idee gekommen, man könne überhaupt ein regelrechtes Preisschiessen anfangen. Das hat der Mann auch fertig gebracht und hat sich eine ganz kleine Schiessbude, eine Viermeterbude selbst aufgebaut. Dementsprechend hat er auch nur ganz kleine Preise gegeben und Serien à drei Schüsse verkauft. Die kleine Schiessbude hat er zum erstenmal an der Berner Messe aufgestellt. Aber die Sache hat am Anfang noch nicht so richtig klappen wollen. Dort in Bern hat er dann ein bildhübsches Mädchen geheiratet. In der zweiten Hälfte der Messe hat er dann die junge Frau, die kaum volljährig war, in die Schiessbude hineingestellt. Nun ging's glänzend. Er hat wieder seine Maschine übernommen. Aber von der Maschine aus hat er immer auf die Schiessbude gesehen, damit die junge Frau ja nicht belästigt wurde. Dorthin ist auch eine Kommission von dem damaligen Schützenfest in Innsbruck gekommen. Diesen Leuten hat seine Schiessbude gut gefallen, und sie haben ihn nach Innsbruck engagiert. Nach seinem bekannten Prinzip « Wer nichts riskiert, gewinnt nichts », hat Herr Fentsch das Engagement sofort angenommen. Sofort nach der Berner Frühjahrsmesse hat er sein Geschäft verpackt und nach Innsbruck spediert. Aber in Buchs an der Grenze sind schon Schwierigkeiten entstanden, weil er seine Preise als Handelsartikel hätte verzollen sollen. Dazu hat er aber das Geld nicht gehabt.

Was jetzt machen? Verzweifelt ging er mit seiner Frau in das Bahnhofbüfett und nahm ein Bier. Wie er so vor sich hinschaute und dachte: « Jetzt ist mir alles gleich », kamen einige Burschen von

der Rekrutenausmusterung herein, die alle einen grossen Orden auf der Brust trugen mit Inschriften « Fürs Vaterland » und « Tauglich » oder « Untauglich » und daran ein rotweisses Band.

Da kam Herr Fentsch plötzlich das Ei des Kolumbus. Er sagte nichts, zahlte sein Bier, liess die Waren in Buchs zurück und fuhr nach Innsbruck. Dort bestellte er viele Tausend Blechorden mit Bündeln in den österreichischen Landesfarben. Das hat gezogen. Mit diesen hat er sein Pulver gemacht.

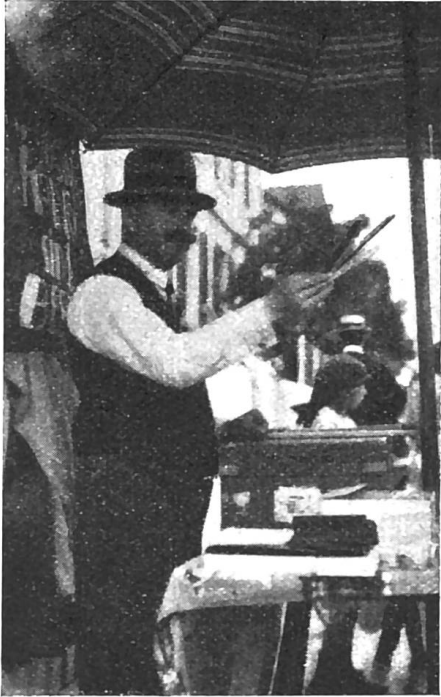
Wie das Fest angegangen ist, hat er seine Bude aufgestellt, und jeder Tiroler hat um alles in der Welt geschossen, bis er seinen Orden hatte. Das Fest hat drei Wochen gedauert, ununterbrochen, Tag und Nacht, war das Geschäft offen und in vollem Betrieb. Und dazumal hat er für drei Schüsse 50 Heller verlangt. Er war der erste mit dem Preisschiessen und auch der erste mit den Orden. Er selbst erzählt immer noch gern davon, und hat immer noch einen Stolz auf diesen kühnen Wurf, den er seinerzeit gewagt hat.

Nach diesen drei Wochen in Innsbruck ist er an das eidgenössische Schützenfest nach Zürich gekommen. Vorher hat er aber sein Geschäft noch um das doppelte vergrössert und sich einen feinen, eleganten Wagen gekauft.

Nur prima Ausschuss

Vater Fentsch hatte auch immer seine Prinzipien für den Gabentisch. Man nimmt ja für den Gabentisch meistens Vasen, Uhren, Tirolerbüebli aus Gips, alles Ramsch, Ausschussware, die man auf Ganten oder vom Fabrikanten billig bekommt.

Wenn man aber die Preise von Vater



„Der billige Jakob . . .“

Fentsch anschaut, dann denkt man: Das sind ja alles ff Waren, wie aus einem Detailgeschäft.

Als ich ihn einmal fragte: «Vater Fentsch, kaufen Sie denn keinen Ausschuss für Ihre Preise?» sagte er zu mir: «Ausschuss? Natürlich Ausschuss, aber nur bessern Ausschuss, das ist der Unterschied.»

Ihm hätte das nie passieren können wie mir, als ich das Kind mit der Badewanne ausschüttete. Das war nämlich bei der Fastnacht in Solothurn der Fall. Ich hatte zwei Buden aufgestellt, wo man mit Ordonnanzgewehren schießen konnte, und um extra Erstklassiges zu bieten, habe ich ausserdem noch als Preise Zuckerstöcke gegeben und Pakete mit echtem Zucker aus einem Konkurs. Das war aber ein Schuss hinten hinaus. Diese Fastnacht hat mich mehr als 200 Zucker-

stöcke und 500 Pakete Zucker gekostet.

Es sollte einer eben erstens nur Preise aussetzen, die er gern hergibt, und zweitens geht es halt mit den Ordonnanzgewehren heutzutage sowieso nicht mehr gut, sie gehen zu genau.

Es sollte beim Schiessen doch auch das Glück noch etwas mitsprechen, wo bleibt sonst der Humor? Da ist es beim Bolzenschiessen doch noch etwas besser. Da gibt es doch noch Mittelchen, dass man verhindern kann, dass einer ein paarmal hintereinander 36 Punkte macht. Man muss nur etwas Wasser in der Nähe haben, damit man, wenn es niemand sieht und nötig ist, schnell einen Bolzen hintertaucht. So kann sich der Schütze nicht einschliessen.

Die finanzielle Seite

Bei unserm Gewerbe muss man klein anfangen, um sich in die verschiedenen Möglichkeiten hineinzuarbeiten, nicht wie ein Chauffeur vom Stadtanzeiger, der zwei Karussell gekauft hat und glaubte, er könne jetzt nur vom Zuschauen Geld verdienen wie Heu. Er ist aber umgekippt, bevor er die zweite Anzahlung leisten konnte.

Es ist immer noch am besten, man fängt mit einer kleinen Ballwerfbude oder so etwas an. Auf alle Fälle muss einer schon zum Anfangen einige 1000 Fränklein Betriebskapital haben, weil er z. B. schon die Platzmiete zum grössten Teil drei bis vier Monate zum voraus bezahlen muss. Auch Versicherung, Patentgebühren, Stromabgaben, alles muss zum voraus deponiert oder bezahlt werden. Auch der Transport kostet ein Heiden-geld. Einen Kredit gibt es ja für unser Gewerbe überhaupt nicht. Es kauft z. B.

einer heute ein Karussell, das vielleicht Fr. 15,000 kostet. Da muss er mindestens die Hälfte anzahlen und die andere Hälfte durch Bürgschaft oder Lebensversicherungspolice sicherstellen. Dann muss er aber mindestens Fr. 500 alle Monate abzahlen. Das gilt dann schon als ein günstiger Kauf. Um existieren zu können, muss er aber dann erst noch sehen, dass er jeden Sonntag wirklich ausnützen kann. Das braucht eine unglaubliche Energie und eine besondere Beredsamkeit bei den Behörden, damit er auch die Bewilligung bekommt. Für eine Schiffschaukel berechne ich z. B. als nötiges Betriebskapital etwa Fr. 3000 bis 5000.

Wenn man es richtig betrachtet, ist das Schaustellen heutzutage eigentlich überhaupt kein Geschäft mehr. Von den Platzverhältnissen muss man schon gar nicht mehr reden wollen. Früher hat man für den laufenden Meter vielleicht vier bis sechs Franken bezahlt, jetzt kostet der gleiche windige Meter Fr. 25—50 für zwei Spieltage. In Aarau am Schützenfest bezahlte ich für meinen Platz für drei Wochen sage und schreibe Fr. 1300. Dazu kommen dann noch die verschiedenen Patenttaxen, und das Seltsame ist, dass wir obendrein noch Steuern bezahlen müssen. Die Spesen, die Fracht und die Gebühren fressen alles auf, vor allem die Fracht.

Den grössten Reisewagen hatte früher der Zirkus Sidoli. Das war ein 10-Meterwagen. Der König von Sachsen hat diesen Wagen selbst angesehen und ein Diplom ausgestellt, dass er der schönste Wagen sei, den er je gesehen habe; aber er hat allen seinen Eigentümern Pech gebracht, keiner konnte die Fracht bezahlen. Zuletzt ist der Wagen an einen Schuhmacher

versteigert worden, der ihn jetzt als Wohnung benützt.

Vor 2000 Jahren war unsere Topographie mit Eis und Schnee bedeckt. Ich habe letzthin in einer Zeitung gelesen, dass jetzt die Gletscher wieder zu wachsen angefangen haben. Mich würde das gar nicht wundernehmen. Das Klima wird ja bei uns mit jedem Jahre schlechter, insbesondere an den Sonntagen regnet es, man kann sagen, regelmässig, ganz besonders dann, wenn man gerade an einem Ort ist, wo man eine besonders hohe Platzmiete bezahlt. Es glaubt kein Mensch, was dieses schlechte Klima einem Budenbesitzer schadet. Wenn man wenigstens noch die acht- oder zehntägigen Feste hätte, da könnte man schliesslich immer noch etwas verdienen; denn innert acht Tagen hat man doch eine Chance, dass es einmal eine Stunde lang nicht regnet. Aber die mehrtägigen Feste nehmen immer mehr ab. In der welschen Schweiz geht es hie und da noch acht Tage lang; aber in der deutschen Schweiz ist es schon gar nichts mehr. Zum Beispiel in Zürich gehen ja das Knabenschiessen und die Chilbenen nur vom Sonntagnachmittag bis Montag, und da redet man noch von Festseuche.

Traurig ist, dass eine Stadt wie Zürich nicht einmal einen Messeplatz hat, und will eine Großstadt sein, das ist zum Lachen.

Bei den schlechten Verhältnissen kommt alles darauf an, dass wir Budenbesitzer eine günstige Reiseroute aufstellen, damit nicht die Transportkosten im vorhinein die ganzen Einnahmen auffressen. Da muss einer halt seine Route so zusammensetzen, dass er von einem Platz auf den andern nicht mehr als 20

km zu fahren hat. Je weniger km er zu zahlen hat von einem Platz auf den andern, um so billiger stellt sich ja der ganze Betrieb, und um so grösser ist der Verdienst. Ein vorsichtiger Schausteller erkundigt sich auch zuerst über die Industrie und Arbeitsverhältnisse, ob die Leute auch Geld haben usw.

Einmal im Jahr Zahltag

Unter den Angestellten haben wir zum grossen Teil Bauernsöhne, aber mehr Abenteurer. Ich habe beobachtet, dass ungefähr ein Viertel davon ehemalige Metzgergesellen waren. Es hat auch sehr viele Bäcker, dafür sonst aber wenig Handwerker. Ich hätte schon lange gern einen Mechaniker gehabt. Sie sind aber nicht zu bekommen, oder sie verlangen zuviel. Bei unsern Arbeitern gibt es keinen Zahltag. Man zahlt den Lohn nur auf Verlangen. Das ist auch besser, sonst wird er doch nur verklöpft; denn die Versuchung ist ja bei den Festen immer doppelt so gross. Wenn einer tüchtig spart, so kann er auf das Ende einer Saison leicht Fr. 1000 ersparen. Aber davon muss er allerdings den Winter über leben, wenn er keine andere Arbeit hat.

Ich habe als Angestellte schon verschiedene Brüder gehabt. Der eine oder andere hat ja schon seinen Schönheitsfehler punkto Moral; aber da drückt der vernünftige Prinzipal die Augen zu und sieht aufs Ganze. Gestohlen hat mir bis heute noch keiner etwas, der Fehler ist der Alkohol. Sie machen etwa einen dummen Streich in der Trunkenheit, aber sonst sind es im allgemeinen rechte Leute.

Einmal Lukas, dreimal Lukas

Wenn die Angestellten etwas in ihre eigene Tasche schaffen, so nennen wir

das den sogenannten « Rehbach ». Gelegentlich ist auch der Sohn ein tüchtiger « Rehbacher ». Z. B. bekommt der Sohn bei einer Schiffschaukel vier Schiffe zum Kassieren. Der Vater hat die andern sechs bis zehn Schiffe. Wenn Hochbetrieb ist, kann natürlich der Vater nicht noch auf die vier Schiffe vom Sohn hinüberschauen, und wenn der Sohn tüchtig ist, so versteht er es gut, sich etwas auf die Seite zu schaffen. Er gibt dann einfach soviel ab, als er denkt, dass es der Vater erwartet. Was er behält, ist der Rehbach.

Bei den Angestellten besteht der Rehbach in einem andern Trick: Wenn Sie z. B. in die Schaukel einsteigen und fahren und einen Franken geben für eine Tour, die 20 Rp. kostet, so gibt Ihnen der gerissene Karussellangestellte das Zurückgeld erst nach der Karussellfahrt heraus, er zählt Ihnen dann vor: 20 Rp., 40 Rp., 60 Rp., 80 Rp., überspringt dabei aber einen 20er und gibt Ihnen so zu wenig heraus. Dabei ruft er aber immer: « Hoppla pressieren! », damit Sie ja nicht zur Besinnung kommen. — Ebenso ist es beim Lukas. Wenn dort einer ein tüchtiger « Rehbacher » ist, kann er viel dabei machen. Dort kostet ein Schlag 10 Rp. Der Angestellte zählt: « 1 mal Lukas, 2 mal Lukas, 3 mal Lukas, überspringt dann aber direkt auf 5 mal Lukas, 6 mal Lukas. Wenn es dann der « Ruech » (das ist derjenige, der schlägt) nicht merkt, so zählt er gleich von 6 auf 9, dann weiter 10 mal Lukas, 11 mal Lukas, 13 mal, 14 mal und 15 mal Lukas. Die Kraftmenschen hören ja meistens nicht auf das Zählen, und sind froh, wenn es schnell hoch hinauf geht. Der Angestellte fragt dann die Umstehenden: « Wieviel habe ich gezählt? » Alle sagen 15. Im Grunde hat

er aber vielleicht nur 10 Schläge gemacht. Der Besitzer des Lukas zählt nur die Schläge und macht auf jedem Schlag einen Kritz. Am Abend muss der Angestellte die Kritze alle zusammenzählen; aber nur die Schläge, die wirklich gemacht worden sind, bezahlen. Was darüber ist, das geht in seinen Rehbach. Ich kenne viele solche, die auf einen Franken vielleicht 50 Rp. verdient haben. Wenn er zehn solche erwischt,



Kilbifreuden

so hat er bald einen Fünfliber. Einer hat seinen Lukas immer bei uns eingestellt. Der Bursche dort hat manchmal an guten Tagen seinem Besitzer Fr. 400 bis 500 abgeliefert und mir im Vertrauen gesagt, dass er 1,5 Zentner Rehbach, d. h. Fr. 150 gemogelt habe, und das war ein Geschäft, bei dem der Schlag nur 5 Rp. gekostet hat.

Blinde Passagiere

Bei uns z. B., in einem geschlossenen Geschäft, ist es fast unmöglich, Rehbach zu machen. Da sind die Leute zu viel auf einem Knäuel, und wenn einer ein Geschrei machen wollte, er sei betrogen worden, so würde es gleich einen Radau geben, und alles würde davonlaufen. Das rentiert sich nicht. Im Gegenteil! Wenn einer steif und fest behauptet, er habe einen Franken gegeben (nicht 20 Rp.), so gibt man ihm 80 Rp. zurück, nur damit man Ruhe hat. Statt Rehbach haben wir dort eher noch Verlust, d. h. wir haben

im Gegenteil viele Blindgänger, welche hinterrücks aufspringen und nicht zahlen. Ich kenne diese sofort. Sie sitzen alle zusammen in einer Ecke und springen dann auf, wenn es schon fährt. Ich lasse sie aber ruhig; denn das gibt Humor und Stimmung, und es ist viel besser, wenn alle Schaukeln besetzt, als wenn sie leer sind. Oft erwische ich auch einen; aber es fiele mir nicht im

Traum ein, einen solchen zur Bude hinauszuerwerfen; denn das brächte nichts ein. Die Hauptsache ist, wenn wir Betrieb in der Bude haben. Das Publikum muss sich doch unterhalten. Nur dann kommt es gern. Ob man ein paar Zwanziger verliert im Tage, das spielt keine Rolle.

Schiessbudenmädchen

Frauenzimmer sind immer ein schwieriges Kapitel, besonders als Angestellte im Schaustellergewerbe. Gerade bei Schiessbuden ist es mit den Mädchen prekär. Noch lange nicht jedes Mädchen, welches einen Charakter hat, geht in eine Schiessbude, und doch können wir nur solche brauchen. Ein Frauenzimmer, das mit dem ersten besten durch die Latten geht, passt nicht in unsern Beruf.

Früher war es ja mit den Schiessbudenmädchen eine üble Geschichte. Aber jetzt ist es besser, weil nach dem Gesetz sämtliche Angestellte volljährig sein

*Hohe Schule*

müssen. Die Kontrolle darüber ist sehr streng. Die Schiessbudenmädchen haben eine gute Position. Es hat solche, welche gar nicht mehr fortgehen wollen. Sie bekommen einen festen Lohn von Fr. 50 bis 100 pro Monat, Kost und Logis, gute saubere Betten im Extrawagen und dazu noch Prozente von den Einnahmen an

Spieltagen. Die guten Schiessbudenmädchen verstehen es halt, die Schützen am Narrenseil herumzuführen. Die Herren glauben dann immer, sie können etwas anderes auch von ihnen haben. Die Mädchen gehen aber nie mit. Sie wollen nichts anderes, als dass die Schützen ihr Pulver verschossen.

Ich weiss schon, dass man viel vom unsoliden Leben dieser Schiessbudenmädchen spricht und erzählt, das stimmt aber gar nicht. Da ist z. B. meine Tante, die jetzt auch schon drei Jahre im Geschäft ist. Der wäre es schon viel zu dumm, etwas anderes als etwas Anständiges zu denken. War sie doch schon zweimal glücklich verheiratet, und nur der Tod hat sie ihrem Beruf als Hausfrau und Mutter entfremdet.

Wenn sie die Haare frisch onduliert hat und mit ihrem grünen Plüsch und dem Reformbüstenhalter in dem Stand steht, so würde ihr niemand die 50 Jahre ansehen. Ich habe manchmal gedacht, wenn sie noch das eidgenössische Kreuz anheften würde vorn, so könnte sie keine von der Helvetia unterscheiden. Trotzdem ist

sie solid wie keine. Wenn ein Prinzipal sechs repräsentablen Fräulein vorsteht und selbst auch etwas vorstellt, so wird die eigene Frau etwa eifersüchtig, nicht aber meine Frau. Sie kennt mich zu gut. Meine Frau hat bei der Anstellung auch immer noch ein Wort mitzureden. Wenn dann eine kommt, von der sie glaubt, diese wäre gerade mein Typ, dann sagt sie mir das, und dann stelle ich sie nicht ein. Das ist viel besser so; denn es hat jeder Mensch seine schwachen Momente; besonders, wenn man älter wird, ist man dem schwachen Geschlecht noch mehr unterworfen. Ich stelle prinzipiell keine Mädchen unter 27 Jahren ein. Es ist besser, ein Mädchen hat schon etwas Vergangenheit, dann weiss sie doch, was sie will. Jeder Prin-

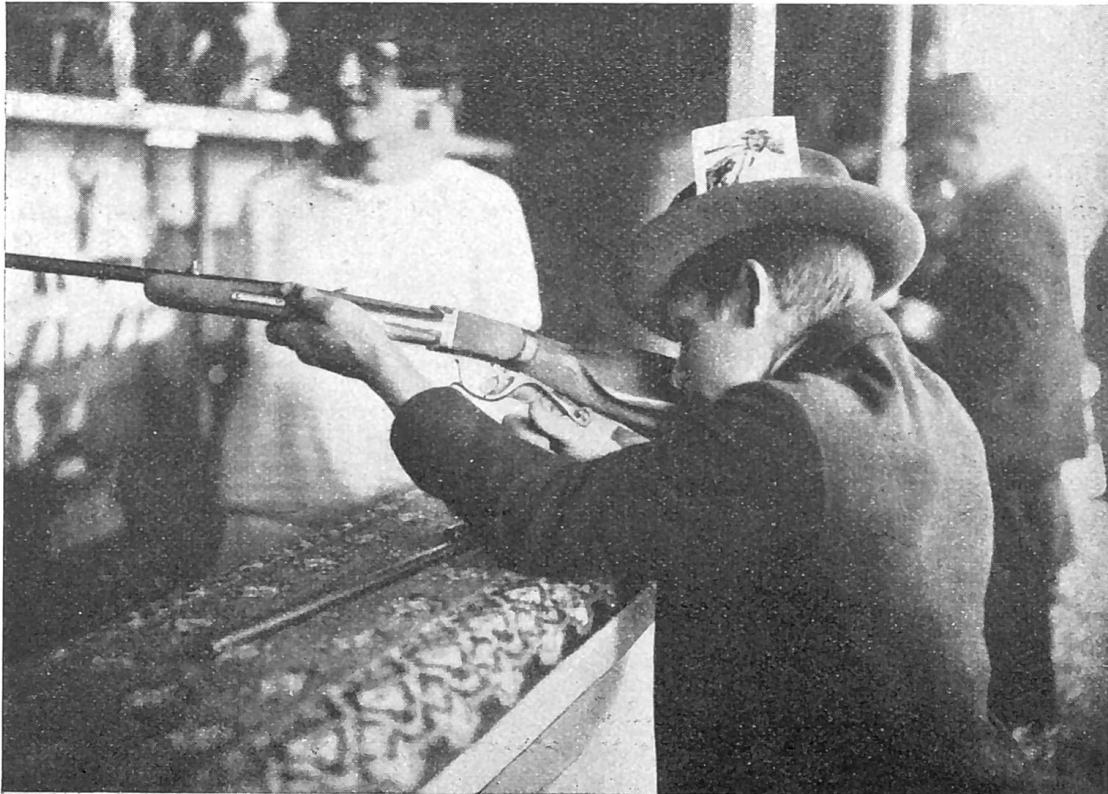
zipal, der weibliche Angestellte hat, muss mir zugeben, dass das eine schwierige Aufgabe darstellt, besonders, wenn man sie in Kost und Logis hat. Aber ich habe meine Prinzipien. Als ich mir die zweite Schiessbude kaufte und mein Personal vergrössern musste, habe ich mir diese in meine Buchhaltung aufgeschrieben:

1. Was weibliche Angestellte betrifft: Hand weg.
2. In Streitigkeiten, welche sie unter sich haben, mische dich nie ein.
3. Was ihre Privatsache ist, das geht dich nichts an.

Mit diesen Prinzipien bin ich gut gefahren. Ich kann sie jedem Prinzipal empfehlen.

Es hat viele Leute, die glauben, wir Schausteller hätten kein Familienleben.

Photographie Ph. Linck's Erben



„Dem Schweizer steckt das Schvessen im Blut...“

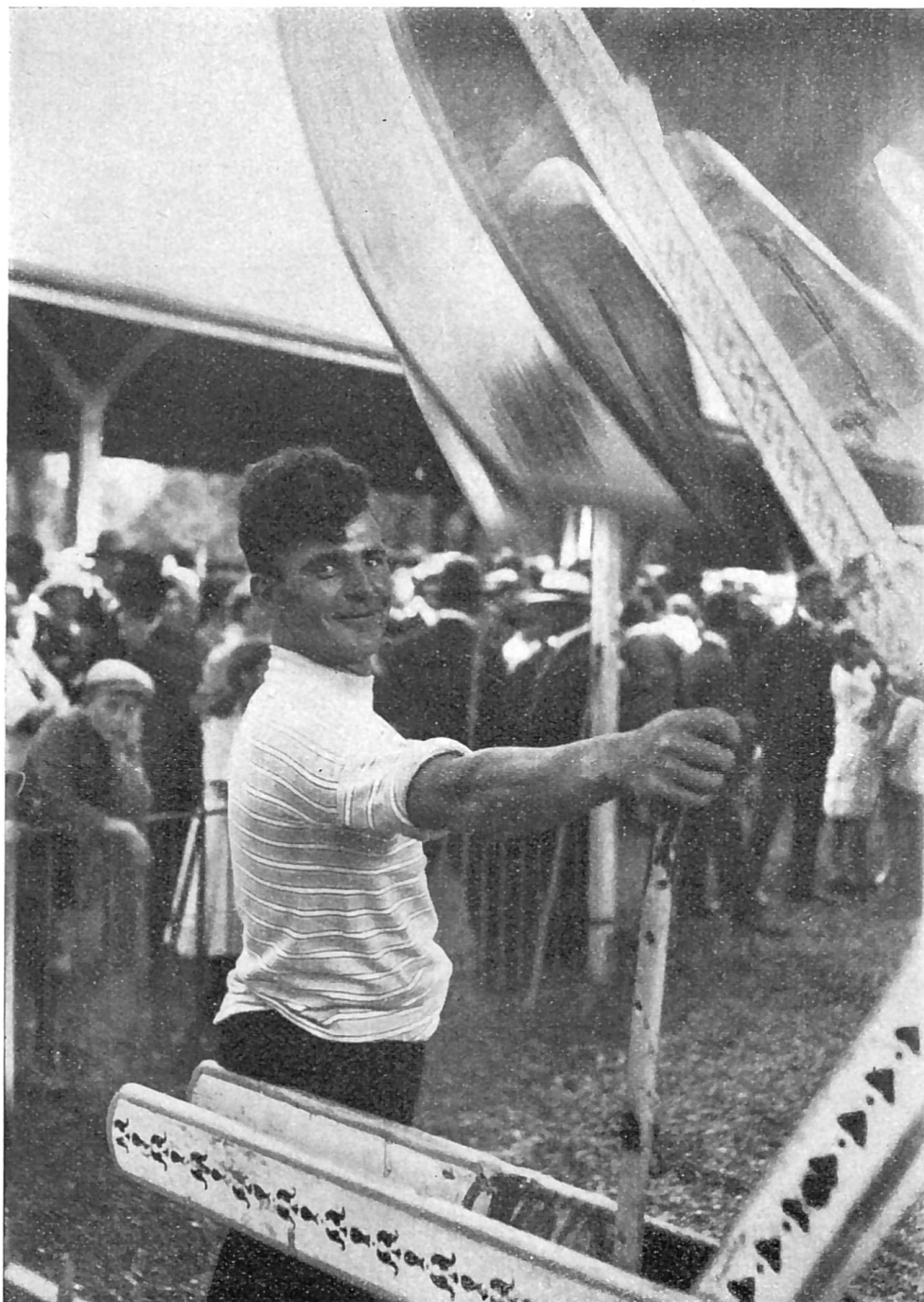
Aber in dieser Beziehung können wir es mit jedermann aufnehmen, wenigstens was mich betrifft. Unsere Kinder gehen genau so gut in die Schule wie alle andern, und dass sie die Schule viel wechseln müssen, ist gar kein Nachteil, im Gegenteil, jeder Lehrer weiss wieder etwas anderes besser, und so sind die Schaustellerkinder viel aufgeweckter als andere. Mein jüngstes ist erst 8 Monate alt, und trotzdem muss man es schon anbinden, damit es nicht davonläuft.

L i e b e r e i n D ü n n e m a c h e r a l s
e i n D r ü c k e b e r g e r

Es sind noch keine drei Tage her, dass ich in einer angesehenen Tageszeitung eine Ausführung gelesen habe, wo es geheissen hat, mit der Autorität in den Familien sei es heutzutage nichts mehr. Aber nicht bei mir. In meiner Familie befiehlt nur einer, und der bin ich. Ob es sich nun um einen Punkt handelt oder ein Thema. Wenn ich einmal das Wort ergriffen habe, dann weiss bei uns jeder, woher der Wind pfeift und kann es sich selber ausrechnen. Wenn es mit dem Familienleben bei den Schaustellern so lingg stehen würde, wie man glaubt, dann hätte ich auch nicht schon zwei von meinen Töchtern das Jawort erteilt, als sie sich mit Schaustellern verlobten. Meine Töchter sind ja nicht darauf angewiesen: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und jeder weiss, dass ich meinen Töchtern auch noch etwas mitgeben kann, worauf sie das Haupt hinlegen können, wenn es not tut.

Als die Anna noch in der Schiessbude stand, ein sauberes Mädchen wie keine, und 21 Jahre alt, waren wir einmal in Bern. Da ist dann eine solche Bureau-

wanze jeden Abend stundenlang um die Bude herumgestrichen, der hat sie dann einmal in das Theater eingeladen, und ich habe ihr die Erlaubnis dazu gegeben. Er redete ihr sofort vom Heiraten. Meine Tochter hatte an ihm, wie man sagt, den Narren gegessen, und ich hätte auch nichts dagegen sagen wollen, obschon er nur 350 Franken hatte, aber fix. Wenn die Liebe spricht, drücke ich ein Auge zu, wie jeder Vater, dem es einmal gleich gegangen ist. Als es dann aber um die Verlobung herumging, wollte ich doch noch die Eltern kennen lernen, und sie luden mich und meine Frau mit der Anna einmal zum Kaffee ein. Es waren zwar rechte Leute; aber es hat mir doch nicht gefallen, wie sie sich so hochmasig benommen haben, besonders die Frau, welche sagte: Sie möchte ihrem Karli nicht vor dem Glücke stehen; aber sie hätte doch nicht gedacht, dass er gerade eine aus der Schützenmatte heiraten würde. Weil ich ein Mann bin, welcher einen Horizont hat, nahm ich ihr das auch noch nicht schief; aber etwas hat dann den Boden ausgeschlagen. Das war, als ich sie zu mir in den Wagen einlud, auch zu einem Kaffee. Sie wollten zuerst gar nicht kommen, und wie sie dann schliesslich doch gekommen sind, wussten sie gar nicht, wie dumm sie sich aufführen sollten. Obschon es in unserm Wohnwagen so sauber ist, dass man vom Boden essen könnte, sagte die Frau einmal übers andere: Sie könnte es keinen Tag aushalten, in so einem Wagen zu wohnen, und wie man denn da die Kinder habe erziehen können. Meine Frau hatte extra von den guten Zimmetstengeli gemacht, welche sie mir seinerzeit auch in den Dienst geschickt hatte. Aber



Die Schiffsschaukel: „Stürmisch die Nacht, und die See geht hoch . . .“

die Frau hat sie kaum angerührt, und der Mann sagte den ganzen Nachmittag kein Wort. Jetzt bin ich nicht so, dass ich das dem Karli nachgetragen hätte;

aber als er auf die giftigen Bemerkungen seiner Mutter über die Anna nur so dass, ohne etwas zu sagen und sie in Schutz zu nehmen, da dachte ich mir, es

ist doch ein trauriger Fink. Und wie sie auf dem Sofa gesessen sind, hat er der Anna nicht einmal die Hand gegeben, weil er sich vor der Mutter genierte. Und als sie fortgingen und ihm die Anna einen Kuss geben wollte, hat er nur so einen verlegenen Blick auf die Mutter geworfen. Da habe ich mit der Anna ein kräftiges Wort gesprochen und sagte ihr, wer sich schämt, seinem Schatz vor der Mutter einen Kuss zu geben, der ist ein trauriger Fink. Pfui, das ist kein Mann.

Nur herein spaziert, meine
Herrschaften

Und jetzt ist die Anna die glückliche Frau von Eugenio Pepino, dem Dünne-
macher, dem Mann, der durch ein Schlüs-
selloch kriecht.

Das ist noch ein Mann. Sein Vater war ein Schlossermeister und wollte nichts von dem Komödiantenzeug wissen. Er sollte sogar studieren. Er hat die Sexta, die Quinta und sogar die Quarta besucht, nämlich in Westfalen. Aber das Studium langweilte ihn natürlich, weil er einen so guten Kopf hatte, und reif war für sein Alter. Er lief mit 16 Jahren davon und ging zu den Artisten. Da fiel ihm eine über und über tätowierte Dame auf, die dadurch, dass sie ihre Tätowierungen sehen liess, sehr viel Geld verdiente. Er hatte dann den Verstand, sich auch tätowieren zu lassen. Um diese Zeit waren gerade die Burenkriege. Man zeigte ihn mit seinen Tätowierungen in den Schaubuden und erzählte von ihm folgende Geschichte: Er sei ein Burenknabe, sein Vater sei in einem Gefecht am Spionenkopf gefallen, seine Mutter sei in ein englisches Kon-

zentrationenlager gebracht worden, und er sei den Kaffern in die Hände gefallen, welche ihn tätowiert hätten. Schliesslich sei er von einem französischen Kapitän an der Küste aufgenommen und nach Europa gebracht worden. Anschliessend erzählte dann der Explikator noch alles mögliche über Afrika, obwohl weder er, noch der Eugen je dort gewesen waren. Aber sie hatten an Hand von Büchern die Sache so gut studiert, dass sie sogar Fachleute hinters Licht führten. Aber eines Tages kam ein Mann in die Bude, der ihn allerlei über Transvaal ausfragte, und sagte dann plötzlich: Sie sind nie dort gewesen. Er war nämlich selbst ein ehemaliger Burenkorporal, der sich nach Deutschland zurückgezogen hatte, und in dem Städtchen, wo sie eben waren, eine mechanische Werkstätte betrieb. Aber er verdarb ihnen das Geschäft gar nicht, im Gegenteil. Er kam abends, als Vorstellung war, in seiner alten Uniform auf die Bühne, stellte sich hocheifrig, ihn zu sehen, und erzählte, sie hätten eine Farm in der Nähe der ihrigen gehabt. Er brachte auch seine Frau mit auf die Bühne, welche eine sehr romantisch aussehende Mulattin war.

Damals verdiente er schön Geld und hat sogar ein Sparkassenbuch eröffnet.

Sein jetziger Trick ist es, dass er durch ein Schlüsselloch kriecht, d. h. es wird ein Anhängeschloss auf die Bühne gestellt, das Schlüsselloch ist 21 cm hoch, da kriecht er durch, und zwar ist kein Trick dabei, das Schloss wird jedesmal von Herren aus dem Publikum kontrolliert. Uebung ist da die Hauptsache. Der Kopf geht schon durch, der ist nicht so gross, aber das schwierige ist, die Schultern so zusammenzufalten, dass sie durch

das kleine Loch gehen. Er ist jedesmal ganz blau angelaufen, wenn er das gemacht hat, und seine Frau muss kontrollieren, dass er es jeden Tag zwölfmal macht, auch wenn sie keine Vorstellungen haben; denn man könnte aus der Übung kommen. Er ist jetzt schon lange selbständig, ist auch Jongleur und Hexenmeister. Er redet auch vor dem Zelte selbst, vor der Vorstellung, um die Leute herein zu locken, und das kann er sehr gut. Merkwürdig ist aber nur, dass er gar keinen Blick für die Damen hat. Ich habe ihm nämlich den Rat gegeben, auch noch lebende Bilder zusammenzustellen, z. B. eine Brunnenfigur, oder den Engel, der die Jungfrau schützt. Dazu brauchen die Damen keine besondere Ausbildung, es genügt, wenn sie eine gute Trikotfigur haben. Es ist unglaublich; aber der Eugen hat nicht den Blick dafür. Ich bin immer derjenige, der die Damen auswählt. Ich sehe auf den ersten Blick, auch in den Kleidern, ob man eine brauchen kann oder nicht. Natürlich, wenn eine krumme Beine hat, dann sieht das auch der Laie. Aber man muss auch sonst die Figur abschätzen können. Die Hauptsache ist die klassische Linie.

Männer aus dem fernen Osten

Es ist unglaublich, wie so ein Fez einen Menschen verändern kann. Als ich den Karli zum erstenmal sah, hinter seinem türkischen Honigstand, glaubte ich selbst: Das ist nun einmal trotz dem Fez ein richtiger Araber. Aber es war doch nur ein Hönnger, wie es sich dann herausstellte, als er meiner Tochter den Hof machte.

Er war zuerst in der Hotelbranche als Casserolier, Groom und Chasseur. In der

Position als Chasseur kam er schliesslich nach Algier und sah dort die Fabrikation und den Verkauf von allerlei Zuckerwaren. Die Sache interessierte ihn. Und als er wieder in die Schweiz kam, fabrizierte er selbst in einem Souterrain an der Aemtlerstrasse solche Zuckerwaren. Dann machte er einen kleinen Stand auf, mit dem er an den Messen und Chilbenen herumzog. Es sind nun 10 Jahre her, dass er meine Tochter heiratete, und heute hat er schon zwei Stände und eine Budé, und das Haus an der Aemtlerstrasse gehört ihm. Es heisst Bertaburg, nämlich meine Tochter heisst Berta. Aber jetzt will er es anders machen.

Aber gerade mit der Berta musste ich einmal meine ganze Strenge walten lassen. Sie hatte nämlich einmal den Echemed Ali, den indischen Gaukler, kennen gelernt, der lebende Tiere verschluckte, Fische, Frösche, Eier und Taschenuhren. Er hiess Heinrich Oswald und ist aus dem Thurgau. Er hatte sich schon in der Schule als Knabe damit belustigt, grosse Bleistifte vollständig zu verschlucken und wieder heraufzubringen. Sein Trick ist einfach, Mund, Hals und Magen in eine gerade Linie zu bringen, dann kann man sogar einen Säbel in den Magen hinunterstossen, ohne sich zu verletzen. Nachher, um den Gegenstand wieder herauf zu befördern, muss man einfach eine Art Luftdruck fabrizieren im Magen. Ich habe es mir auch zeigen lassen, und es ist so vergleichsweise wie beim Rülpsen, aber zustande gebracht habe ich es nicht, d. h. einmal einen ganz kleinen Frosch, aber heraufgebracht habe ich ihn nicht mehr. Aber er brachte alles wieder herauf, und zwar lebendig.

Er trinkt nämlich vorher auch immer noch 1—2 Liter Wasser, damit die Tiere auch schwimmen können. Allerdings mehr als fünfzehnmal konnte er die gleichen Tiere auch nicht benützen, dann gingen sie kaputt. Wenn er eine Taschenuhr verschluckte, dann konnte man an seiner Magenwand hören, wie es tickte. Er war wirklich ein Fachmann, Hut ab, ich konnte ihm meine Hochachtung nicht versagen; aber es machte mich doch stutzig, was für einen furchtbaren Appetit er hatte. Da sah ich, wie sein Magen durch diese Arbeit sehr gross wurde. Er hatte auch nicht das blühende Aussehen, welches ich aus meiner Erfahrung verlangen muss von einem Manne, von dem ich annehmen darf, dass er meine Tochter glücklich macht. Ich ging dann zu einer Autorität, und die sagte mir, dieser Mann treibt es nicht lange. Meine Tochter wollte ihn doch heiraten. Es sei nicht schön, ihn deshalb nicht zu heiraten, wo sie ihn doch liebe. Diese Auffassung irrte ihr Herz. Ich möchte es nun auch nicht haben, dass eine Tochter von mir anders denkt; aber bis zum Heiratenlassen, ist es noch ein weiter Schritt. Da sprach ich mein Machtwort. Der Echmed ist dann auch wirklich schon nach zwei Jahren gestorben, und jetzt wäre sie eine Witwe mit wer weiss wievielen kleinen Schlangenschluckern.

Steuerzahler und Ehrenmänner

Früher hatte ich unter meinem Wagen noch Hühner und Gänse gehalten und diese oft auch als Preise ausgegeben. Neidige Karussellbesitzer wussten nichts

Gescheiteres zu tun, als mich bei der Polizei zu verklagen wegen Tierquälerei. Das weitere Halten dieses Kleinviehs wurde mir denn auch verboten und mit Patentenzug gedroht. Bei mir, wo die Tiere verhältnismässig grosse Bewegungsfreiheit haben, spielt sich die Polizei als Tierfreund auf, während wahrscheinlich nicht gesehen wird, wie die Hühner und Gänse zu 20 und 30 Stück in einen Korb hineingedrückt werden.

Ja, mit den Behörden wird immer schwer geschmust, besonders auf dem Lande. Wenn der Gemeindepräsident oder sonst ein grosses Tier viele Kinder hat, so kann man sich schon gut mit ihm stellen. Er kommt ja meistens von selbst und verlangt einige Freikarten. Man gibt sie ihm natürlich und hat so bei ihm einen Stein im Brett.

Die Ansicht, dass wir Schausteller eine Lumpenbande seien, ist ja weit verbreitet. Was daran wahr ist, gebe ich gern zu; aber wir müssen auch unsere Patente und unsere Bewilligungen haben und ebenso viel Steuern bezahlen, wie alle andern Bürger. Wir sind weder Kesselflicker noch Zigeuner, und das steht fest, dass jeder Budenbesitzer Inhaber eines Patentes ist, ein Vorbestrafter bekommt aber kein Patent. Also muss auch jeder Schausteller ein Ehrenmann sein. Wo bleibt da die Logik? Jeder muss es einsehen. Unsere Position in der Volkswirtschaft ist von einer unbefriedigenden Natur, und trotzdem, wer einmal Schausteller gewesen ist, geht nicht mehr von diesem Berufe weg. Es geht ihm wie dem Bauern mit seiner Scholle: Was im Blut ist, ist im Blut.